



Üben – aber richtig!

Musikerziehung und musikalische Praxis

TEXT: KLAUS HÄRTEL, FOTOS: ARCHIV

■ Musik ist allgegenwärtig! Sie begleitet uns bereits vor der Stunde unserer Geburt bis zu unserem Ende. In jedem Kulturkreis und auf jeder menschlichen Entwicklungsstufe ist Musik als Kommunikationsmittel unverzichtbar. Die Fanlieder auf dem Fußballplatz, die „Großen Gesänge“ politischer Machthaber, die kultisch-rhythmischen Tanzgesänge indigener Völker, aber auch die hochkomplizierte „Feldeinsamkeit“ von Johannes Brahms oder ein stimmungsvolles Akkordeonkonzert – sie alle senden Botschaften aus, die uns im Innersten berühren.

Musik, Sprache, Lernen

Musik ist in der Lage, „uns alle zu beeinflussen, zu beruhigen, zu beleben, zu trösten, zu erregen, Spiel und Arbeit zu organisieren und zu synchronisieren“ (Oliver Sacks: *Der einarmige Pianist*). In dieser Komplexität kann Musik nur noch mit der menschlichen Sprache verglichen werden. Während die Sprache jedoch „nebenbei“ im

Kontakt mit Eltern und sozialem Umfeld spielerisch erlernt wird, ist für die aktive Darstellung musikalischer Strukturen ein langwieriger Lernprozess vonnöten. Psychologisch findet dieser Lernprozess auf zwei Ebenen statt:

erstens der **soziokulturellen**, in der ein Lernender in der Wechselbeziehung mit seinen Mitmenschen die kulturell-geistigen Traditionen seiner Umwelt kennenlernt und zweitens der **biologischen**, auf der angeborene Eigenschaften auf anatomisch-physiologischem und geistigem Gebiet bewusstgemacht und in den Lernprozess eingebunden werden (siehe auch Werner Correll: *Lernpsychologie*).

Neurologen und Musikmediziner forschen heute unermüdlich im menschlichen Gehirn nach den Arealen, die die Musikalität steuern und uns befähigen, aus einer Ansammlung von Tönen und Geräuschen sinnvolle Strukturen zu erkennen, diese mit der Stimme oder einem Instrument hörbar zu machen oder sie verbal zu beschreiben.

Früh übt sich ...

Aus dem Gesagten ergibt sich, dass mit der Musikerziehung nicht früh genug begonnen werden kann. Im spielerischen Umgang mit Melodien, Rhythmen und Zusammenklängen können bereits Kinder befähigt werden, ihr musikalisches Gedächtnis zu trainieren, rhythmische Strukturen aktiv und passiv zu verfolgen und ihre Stimme als natürliches Instrument zu erfahren. Leider finden heute jedoch bereits Vorschulkinder häufig nicht mehr in ihre natürliche Kopfstimme, da sie schon z. B. im Kindergarten und im häuslichen Umfeld nahezu ausschließlich durch den gepressten, schreienden Schlagergesang beeinflusst werden. Sie können nicht mehr klar und sauber singen.

Gefühl und Verstand

Kinder sollten im spielerischen Umgang mit Musik durchaus mit Fachbegriffen umzugehen lernen. In unzähligen instrumentalen Aufnahmeprüfungen kann man immer wieder erleben, dass Kinder z. B. höhere und tiefere Töne nicht erkennen, weil ihnen in der musikalischen Früherziehung die bildhafte Räumlichkeit von hoch und tief nicht vermittelt worden war.

Gute Musikerziehung muss im Spannungsfeld kognitiver und emotionaler Faktoren stattfinden, um Kinder und Jugendliche zu einem verständnisvollen aktiven und passiven Umgang mit Musik zu befähigen. In diesem Kontext kommt der Funktion von Sprache und Begriff eine besondere Bedeutung zu. Der Schüler soll lernen, sein eigenes musikalisches Tun und dessen Wirkung auf Dritte sachgerecht einzuschätzen, um kreativ und ohne Druck und Verkrampfung an der Vervollkommenheit seiner instrumentalen Fertigkeiten arbeiten zu können. Hierfür ist es nötig, dass er frühzeitig vom Lehrer durch Denk- und Formulierungsaufgaben angeregt wird, seine Leistung analytisch zu reflektieren und über musikalische Sinnfragen zu sprechen. Pädagogen ziehen sehr gern Schüler zu Instrumentenvorstellungen hinzu. Sie erklären Vorschulkindern oder Grundschulern ihr Instrument, sprechen darüber, wie sie ihre Töne hervorbringen, was sie mit diesen

ausdrücken wollen und helfen den kleineren Kindern, selbst einen Ton zu erzeugen.

Vielfalt und Fantasie

Dabei sollte die Sprache vielseitig und fantasievoll sein; ein Schüler muss lernen, die nahezu unendlichen gestalterischen Möglichkeiten beim Instrumentalspiel geistig und verbal zu erfassen. Im Schüler-Lehrer-Dialog sollte immer zunächst der musikalische Fachbegriff verwendet werden. Danach kann man bildhafte Beschreibungen einbringen und erst anschließend sollten die instrumentenspezifischen Möglichkeiten und Notwendigkeiten angesprochen und geübt werden. Zuerst kommt das musikalische Wollen, dann das instrumentale Tun! (Siegfried Bimberg sagt im Lehrbuch für Chorleitung: „Erst reden, dann handeln; so handeln, wie man geredet hat und so reden, wie man gehandelt hat!“)

Plädoyer für den Gruppenunterricht

Effektives Üben beinhaltet Gestaltung, Wiederholung, Übertragung, verallgemeinernde Verbalisierung und Auswendigspiel. In Musikschulen werden Wert und Notwendigkeit von Gruppen- und Ensembleunterricht noch immer kontrovers diskutiert. Gruppenunterricht hat auf den Lernenden eine ungemein stimulierende Wirkung. Es ist ähnlich wie beim kleinen Fußballer, der aus dem Mannschaftstraining seine Anregungen für die Ballbehandlung zu Hause erhält: Im Gruppenunterricht wird die Musik geübt und eine dezidierte Hörschulung betrieben, aber es werden auch soziale Kompetenzen wie Zuhören, Unterordnung oder Führungsstärke sowie Rücksichtnahme auf weniger Begabte oder Fortgeschrittene erworben. Darüber hinaus fördert die stetige kontrollierte Arbeit an einem Stück im Gruppenunterricht (hier sollten nicht alle Schüler das Gleiche spielen) die Fähigkeit des einstimmigen Spiels bei vielstimmigem Denken, die musikalische Intelligenz und Motivation. Anregungen und Leistungsanforderungen in der Gruppe befruchten den einzelnen Schüler ungemein in seinem häuslichen Tun.

Zeit zum Üben

Die tägliche Übezeit sollte mindestens eine Stunde betragen. Das Arbeitspensum darf den Schüler nicht überfordern und sollte auch Zeitreserven beinhalten, in denen er nur zur eigenen Freude musiziert. Schüler können zudem dazu angehalten werden, einfache Sequenzen eigenständig zu erweitern oder zu einem Schluss zu führen und zu improvisieren. Dies fördert die Lust am Musizieren sowie die instrumentale und musikalische Spontaneität.

Um auch in der Zukunft hochambitionierte Musiker und Instrumentalisten zu haben, müssen wir heute die Musik als unverzichtbares Kulturgut auf allen Bildungsebenen fest verankern. Wir sollten alles dafür tun, dass die „holde Kunst“ wieder umfassend gepflegt wird und nicht die „gesuchten Superstars“ die Maßstäbe in Deutschland allein bestimmen.



Regeln für richtiges Üben

Regel 1: Es gibt keine Regel für richtiges Üben!

Von der ersten Unterrichtsstunde an muss dem jungen Instrumentalisten ein individueller, effektiver Umgang mit Musik und seinem Instrument vermittelt werden. Das klassische Schema „Leistungskontrolle – Bewertung und Korrektur – Stofferweiterung“ erweist sich dabei als unzureichend. Der Schüler sollte immer die künstlerische Komplexität seines Tuns erfahren. Deshalb darf er es nicht als frustrierend empfinden, wenn der Lehrer an dem Geübten im Unterricht akribisch weiterarbeitet. Das individuelle Üben zu Hause sollte auch vom Schüler nur als Vorbereitung eines in die musikalische Tiefe führenden Unterrichts verstanden werden, der dann wiederum den Schüler motiviert, in seinen häuslichen Exerzitien die gewonnenen Erkenntnisse zu vertiefen und zu erweitern. Deshalb ist es wichtig, im Unterricht nicht in den „verschulten“ Kategorien der Noten von 1 bis 6 zu argumentieren. Jeder gespielte Ton ist ein ästhetisches Positivum, also gut. Das Bessere hingegen ist der Feind des Guten und der Lehrer muss dem Schüler verdeutlichen,

dass es im künstlerischen Tun nie „gut genug“ gibt, dass die gestalterischen Möglichkeiten schier grenzenlos sind. Selbst einfache tägliche Warm-up-Übungen müssen schön und intensiv gestaltet werden. Dem Schüler muss stets bewusst sein, dass bereits im Mikrokosmos eines Tones der Makrokosmos der gesamten Musik enthalten ist.

Regel 2: Es gibt keine technischen Schwierigkeiten, es gibt nur solche im Kopf!

Aus dem Gesagten ergibt sich, dass es sinnvoll ist, von bloßen empirisch-praktizistischen Lehr- und Lernmethoden wegzukommen. Noch immer erlebt man ein trennendes, ausschließendes Herangehen an das Erlernen eines Instruments. Achten Sie einmal in Ihrem pädagogischen oder künstlerischen Umfeld auf die unterrichtlichen Vorgehensweisen vieler Ihrer Kollegen. Auf die Gefahr der Verursachung von Spielstörungen durch isolierte Beübung funktioneller Teilbereiche außerhalb musikalischer Sinnzusammenhänge kann in diesem Aufsatz nur hingewiesen werden.

Sehr sorgsam sollte der Lehrer die verwendeten Arbeitskompendien auswählen. Diese Lehrwerke sind in der Regel von unterrichtenden Musikern ohne große methodisch-didaktische Kenntnisse herausgegeben worden. Bei genauerer Analyse findet man häufig, dass sie ausschließlich Prioritäten oder Schwierigkeiten des Herausgebers widerspiegeln oder in repetierenden Sequenzen ein bloßes mechanistisches Tun des Übens begünstigen. Nach wenigen Sequenzen sind insbesondere jüngere Schüler beim Üben nicht mehr konzentriert bei der Sache und die geforderten Repetitionen schaden mehr als sie nützen. Jeder verantwortungsbewusste Pädagoge sollte aus der großen Fülle von Lehrwerken ein auf die Stärken und Schwächen des Schülers abgestimmtes individuelles Lehrprogramm erarbeiten, das diesem Spaß macht, ihn voranbringt und jederzeit in die Lage versetzt, zu Hause, in der Schule oder Gemeinde einen musikalischen Beitrag zu leisten. Insbesondere dann, wenn der Schüler bereits in Musikgruppen oder einem Orchester mitwirkt, muss für ein effektives Übeprogramm die Studienliteratur mit den Ensemblestimmen korrelieren.